

# **P. Lazarettort einer Gruppe der schweiz. Aerztekommission**

Autor(en): **Hügi, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire  
suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **90=110 (1944)**

Heft 9: **III. Wehrmedizinisches Sonderheft**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-19056>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der Sanitätskolonne über die Fälle und deren Dringlichkeit, anhand einer Fahrliste. Im Winter kommt dann noch zusätzlich die Prophylaxe der Erfrierungen, wo zunächst all die erwähnten Punkte ihre besondere Wichtigkeit haben und der zusätzliche Kälteschutz mit 2 Wolldecken, 2 Zelten, ev. Beigabe von Wärmeflaschen, Ausziehen der Schuhe und Anlegen eines mehrschichtigen Kälteschutzverbandes notwendig wird.

Dass im Winter kein Verwundeter mit einem feuchten Verband abtransportiert werden darf, muss wohl nicht weiter betont werden, wie das Verbot des Abtransportes von Verwundeten mit noch feuchtem Gippschienenverband und Extensionsschienen, da durch die Feuchtigkeit und durch die Zugvorrichtung bei den Extensionsschienen die Gefahr der Zirkulationsstörung und Erfrierung stark erhöht ist. Dass der Verwundete vor dem Abtransport Gelegenheit zur Defaecation und Urinieren haben muss, dürfte ebenfalls verständlich sein, da wir auch bei uns, trotz den relativ kurzen Distanzen nie wissen, wie lange der Transport geht, und das Untersichgehenlassen von Urin und Kot, es sei nur an die Häufigkeit von Verwundeten mit Durchfallerscheinungen erinnert, bei denen dann noch zusätzlich die Hosen mit Zellstoffwatte auszustopfen wären, Erfrierungen von Scrotum und Penis und der Gesässpartien die Folgen sein könnten.

Wenn wir die Herstellung der Transportfähigkeit nochmals überblicken, so sehen wir, wie manigfaltig sie ist und wie vor allem Kleinigkeiten beobachtet werden müssen, die bei Nichtbeachtung zu schweren, kaum mehr wieder gutzumachenden Schäden, ja selbst den Tod des Verwundeten zur Folge haben könnten. Es ist zum Teil Kleinarbeit, die aber von sehr grosser Wichtigkeit ist und die bei gewissenhafter Durchführung, durch genaue Instruktion des subalternen Personals, den Enderfolg, die definitive Herstellung des Verwundeten und Wiederverwendung als Kämpfer sicherstellen kann.

## **P. Lazarettort einer Gruppe der schweiz. Aerztemission**

Von Dr. med. E. Hügi, Luzern

Von Riga aus fuhren wir mit einem grossen Camion der Wehrmacht nach P. Es war unnötig, uns zu sagen, dass wir die russische Grenze überschritten hatten, denn jeder von uns merkte das schon im Wagen drin. Die Strassen waren in einem ausserordentlich

schlechten Zustände. Auf dieser Fahrt sahen wir die ersten russischen Bunker, die zum grössten Teile zerstört waren. Hie und da lag ein zerschossener Panzer neben der Strasse und wartete auf seinen Abtransport zur Verschrottung nach Deutschland. Nach einer langen, aber sehr interessanten Fahrt kamen wir gegen Abend an unserem Bestimmungsort P. an. Wir waren in dem ehemaligen sowjetrussischen Garnisonlazarett von P. etabliert. Ein anderer Teil der schweizerischen Aerzte und Schwestern waren in einem ehemaligen Universitätskinderspital etabliert, und endlich die dritte Gruppe in einem russischen Zivilspital. Unser Lazarett war ein moderner, grosser Bau, der 1937 von den Russen erstellt worden war. Als wir im Lazarett ankamen und die Stiege emporstiegen, stolperten wir alle mehrere Male die Treppe hinauf. Der uns begleitende Kommandeur des Lazaretts lachte und sagte uns, dass wir nun die erste Bekanntschaft mit «ostischer Präzisionskonstruktion» gemacht hätten. Für uns ist es eine Selbstverständlichkeit, dass die einzelnen Stufen einer Treppe gleich hoch sind. In Russland dagegen scheint die Treppe ein «Thema mit Variationen» zu sein. Das Lazarett sah von aussen sehr prunkvoll aus, mit grossen hohen Säulen am Eingang, die Innenausstattung dagegen war weniger prunkhaft. Die beiden Operationssäle waren im Verhältnis zur Grösse des Lazarettes und zu dessen Entstehungsdatum (1937) viel zu klein. Ich glaube, dass jedes kleine Bezirksspital in der Schweiz über einen grösseren Operationssaal verfügt. Lift war keiner vorhanden. Nur wenige Zimmer hatten fliessendes kaltes Wasser, und dieses war nur im Erdgeschoss und im ersten Stock zu gebrauchen. Die Pumpanlage war zu schwach, als dass sie das Wasser noch hätte bis in den zweiten hinauf pumpen können. Das Lazarett war am Stadtrand erstellt worden. In einiger Entfernung davon waren ca. 15 grosse, moderne Kasernen erstellt worden. Neben diesen Riesenbauten waren die Stallungen der Kasernen in Reih und Glied. Die Stadt selber bot einen sehr interessanten Anblick. Der ganze Stadtkern war fast vollständig durch den Krieg im Sommer 1941 zerstört worden. Dabei gab es Quartiere, welche durch den Krieg sehr wenig gelitten hatten. Da stand eine moderne, grosse Fabrik, welche im Corbusier-Stil erbaut war, wenige Meter daneben war eine jahrhundertealte russische Kirche mit ihren typischen fünf Zwiebeltürmen. Die eigentliche Altstadt war umgeben von mittelalterlichen Befestigungsanlagen. Alle Häuser überragte majestätisch der Kreml von P. mit seiner aus dem 12. Jahrhundert stammenden Kathedrale mit ihren fünf mächtigen Zwiebelkuppeln und dem getrennt stehenden

Glockenturm. In dieser Kathedrale fanden seit der deutschen Besetzung von P. Gottesdienste statt. Die grossen 49 Kirchengemälde auf der Stirnseite in der Kathedrale drin waren vollständig unversehrt geblieben, obwohl die Kirche unter den Sowjets als Lebensmittelmagazin gedient hatte. Es waren viele wunderbare gotische und zum Teil romanische Ikonen (russische Heiligenbilder) in der Kirche vorhanden, welche von der Bevölkerung viele Jahre lang vergraben und versteckt gehalten wurden. Andere Ikonen wurden aus frontnahen gefährdeten Gebieten zurückgebracht, wie das grosse Bild der wundertätigen Madonna von Tichwin. Die Teilnahme an einem solchen russischen Gottesdienst in der Kathedrale war für jeden von uns ein unauslöschliches Erlebnis. Männer und Frauen, welche zum Teil kleine Kinder auf den Armen trugen, waren am Sonntagmorgen zur religiösen Andacht versammelt. Auf einer Empore war ein russischer gemischer Chor, welcher aus ca. 15 Personen bestand. Dieser Chor wurde von einer einfachen Russin dirigiert. Die Sänger hatten ihre schweren russischen Stiefel an, einige trugen sogar im Sommer ihre dicken, wattierten, bis auf die Knie reichenden Kittel. Die Frauen hatten alle ihr weisses Kopftuch umgebunden. Die Männer trugen ihre Rubascha (russisches Hemd mit kleinem Stehkragen, der auf der Seite zugeknöpft wird). Der Chor war wunderbar und sang ohne jede Orgelbegleitung. Jeden Sonntagmorgen trafen wir dort unter den Russen verteilt unsere Aerzte und Schwestern, welche andächtig dem Gesang lauschten. Verliess man die Kirche durch die grosse Treppe, so war die Stiege besetzt mit Bettlern und Krüppeln.

Zweimal in der Woche war in P. Markttag. Die Bauern kamen in die Stadt mit ihren mageren Panjepferden und ihren Wägelchen. Die Pferdchen machten den Eindruck, als ob sie die nächsten hundert Meter zusammenfallen würden, mager, klein und mit abstehenden Rippen. Meine Patienten sagten mir aber, dass es gerade diese geringen Pferdchen sind, welche so überaus widerstandsfähig und anspruchslos die unendlichen Strapazen, selbst bei minus 40 Grad Kälte im Winter ertragen und dabei als Futter Tannenreisig bekommen. Die Bauern brachten Lebensmittel auf den Markt. Es wurde Milch (Quantitäten von ca. einem halben Liter), einige Kartoffeln, etwas Gemüse und Gebäck zum Verkaufe dargeboten. Die Preise waren enorm hoch.

Bedeutend interessanter als der Lebensmittelmarkt war der «Trödlermarkt». Hier wurde alles feilgehalten, was in einem russischen Haushalt entbehrlich war. Alte verschriebene Postkarten, rostige,

verbogene Nägel, alte, rostige Konservenbüchsen, alte, zerrissene Wäschestücke, gebrauchte, verlöcherte Schuhsohlen, oder ganz selten sah man sogar ein paar alte, verlöcherte Stiefel. Die ganze Warenkollektion, die feilgehalten wurde, lässt sich am besten mit einem schweizerischen Kehrichthaufen (nicht friedensmässigen!) vergleichen. Die Preise für diesen Kram waren ebenfalls, wie für die Lebensmittel, enorm hoch, doch wurde hauptsächlich getauscht, wobei Tabak, Papyrossi (russische Zigaretten mit langem Kartonmundstück) und ganz besonders Schnaps ausserordentlich hoch im Kurs waren. Hie und da fand man aber alte, gute Kunstgegenstände, besonders Ikonen.

In der Stadt waren viele russische Geschäfte, welche Kommissionsgeschäfte genannt wurden. Die Verkaufsware war auf einer ähnlichen Stufe. Ein Paar alte getragene Hosen, ein «blinder» Spiegel, alte Eisenpfannen, alte, getragene Schuhe waren jeweils Stücke, welche aussergewöhnlich die Zierde des Schaufensters waren.

Ca. 20 Minuten von unserem Lazarett flussaufwärts war ein kleines Dörfchen gelegen: B. In diesem Dörfchen waren keine Truppen. Mitten in dem Dorfe war eine kleine Kirche, welche dem Zerfall nahe stand. Der Glockenturm war wie gewohnt isoliert von der übrigen Kirche. Die Glocken fehlten selbstverständlich. Das Innere der Kirche war in zwei Teile getrennt. Der eine Teil diente irgend einem Russen als Schreinerwerkstatt, der andere Teil war mit wenigen Ikonen geschmückt und diente als eigentliche Kirche. Gottesdienste wurden keine mehr abgehalten. Das Kirchlein war umgeben vom Friedhof, auf welchem meterhohes Gras wild wucherte. Aus diesen verwahrlosten Gräbern ragten einzelne russische Kreuze empor, als ob sie den Beschauer daran erinnern müssten, dass hier überhaupt ein Friedhof war.

In dem ganzen Dörfchen B. war kein einziges Steinhaus, sondern es waren alles die typischen «Panjehäuschen», welche ganz aus Holz gebaut sind. Sie waren alle einstöckig, das heisst, sie hatten nur eine Etage, ein Parterre. Das Dach war gewöhnlich mit Schindeln oder mit Stroh gedeckt. Auf einer zwei- oder dreistufigen Treppe trat man in das Haus ein und gelangte in einen Vorraum, in einen «Gang», der des öftern auch als Kuh- oder Ziegenstall diente. Wollte man in *den* Raum des Hauses eintreten, so musste man des öftern eine Kuh auf die Seite schieben, um so die Türe frei zu bekommen. *Der* Raum des Hauses diente als Küche, Schlafzimmer, Wohnzimmer, Hühnerstall, als Spielzimmer für die Kinder. Hie und da war diese «Uni-

versalstube» durch niedrige Holzwände in mehrere kleinere Räume eingeteilt. In der Mitte des Raumes stand immer der russische Ofen, der als Heiz- und Kochofen diente. Meine Patienten erzählten mir, dass die Russen im Ofenbau ganz unerreichte Meister seien und dass sich diese Russenöfen in den strengen und kalten russischen Wintern ganz vorzüglich bewährt hätten. Diese Öfen wären bedeutend besser und rationeller gewesen, als diejenigen, welche sie aus Deutschland hergesandt bekamen. Im Winter schläft auch die ganze russische Familie auf diesen Öfen, dabei ziehen sie die Kleider nie aus. Dass natürlich Läuse und Wanzen zum Haushalt gehören, ist eine Selbstverständlichkeit. Das Mobiliar eines solchen Häuschens war äusserst einfach. Ein Tisch, ein paar Holzstühle, ein paar Eisenbetten. Die Rechnung, die wir des öfters anstellten über die Zahl der Betten und der Familienangehörigen wollte fast nie stimmen. Das Verhältnis war in B. gewöhnlich Bett : Hausbewohner 1:2. In jedem Panjehaus war an irgend einer Wand ein grosser Rahmen aufgehängt, in welchem hinter einer etwas trüben und schmutzigen Glasscheibe zahlreiche Photos von Familienangehörigen aufgehängt waren. Gewöhnlich waren es die männlichen Bewohner des Hauses in den Uniformen der Soldaten der U. D. S. S. R. Der Russe ist überhaupt ausserordentlich «photophil», das heisst, er will sehr gerne photographiert werden. Es genügte, dass man einen Photoapparat in der Hand trug, dass einem durch das ganze Dorf die Jugend und selbst erwachsene Leute nachsprangen und bettelten, man möchte sie doch photographieren. Ich wollte einmal einen jungen Russenbub photographieren, weil er erstens ganz grenzenlos schmutzig war, zweitens, weil er als einziges Bekleidungsstück einen alten Waffenrock trug, der ihm bis auf die Knöchel reichte. Sonst war nichts. Die Mutter sah dies und holte den Jungen sofort ins Haus, um ihn zu waschen (ein äusserst seltenes Ereignis). Ein sonntägliches Kleidchen wurde ihm angezogen, sogar Strümpfe. Nun musste aber noch die Kuh, welche im Gang des Hauses stand, ebenfalls auf das Bild. Ebenso alle Spielsachen des Kindes und die Katze. Die ganze Photomontage dauerte fast eine Stunde. Im entscheidenden Moment aber wurde die Kuh scheu und brannte durch. Die alte Mutter klapperte in ihren Stiefeln der Kuh nach. Als Zuschauer waren mindestens 15 Personen erschienen, welche es ausserordentlich bedauerten, dass gerade die Kuh nicht auf dem Bilde sei . . . Ferner ist in jedem russischen Hause eine Ecke für Ikonen reserviert. Ich habe nie ein russisches Haus betreten, in welchem nicht in der Stube mehrere Heiligenbilder aufgehängt waren.

Auf moderne, neue, recht kitschige Lithographien waren sie besonders stolz. Diese waren dann auch in prunkvollen Glaskasten eingerahmt. Neben diesen kitschigen Bildern sah man dann aber sehr häufig antike, gemalte, zum Teil mittelalterliche Ikonen, welche als «alt und nicht schön» bezeichnet wurden. In einem Häuschen drin sah ich einen vierteiligen gotischen Klappaltar mit zahlreichen Skulpturen: ein «Museumstück»!

Jedes Häuschen hatte sein eigenes Gärtchen, das sehr dürftig angebaut war. Sogar Blumen wurden gepflanzt. Das Wort der «Anbauschlacht» scheint aber noch nicht bis nach B. gedrungen zu sein. Die einzelnen Häuser stunden weit ab voneinander und waren durch schlechte Strassen miteinander verbunden. Selbst die Hauptstrasse war in einem schaurigen Zustande. War es trockenes Wetter, so war ca. 10—20 cm Staub und Sand auf den Strassen, regnete es dagegen, so konnte man die Strassen nur sprungweise beschreiten, indem man von Stein zu Stein sprang. Dazu waren schwere, wasserdichte Stiefel ausserordentlich praktisch. Man begreift dann auch, dass die Russen immer nur hohe Stiefel tragen.

Betraten wir ein Haus, so wurde uns gewöhnlich irgend etwas zum Essen angeboten, ein Stück hartes Brot oder irgend eine undefinierbare Flüssigkeit, welche aus einem Samovar floss. Wir hüteten uns aber sehr, jemals etwas zu essen oder zu trinken, aus Furcht vor Typhus oder Paratyphus. — Die «P . . . . -Krankheit» ist vielen von uns in äusserst unangenehmer Erinnerung. Es war dies ein schwerer Durchfall, der mit einem sehr starken Gewichtssturz einherging. Einige von uns Schweizern erzählten, dass sie im Tag 25 Stunden auf der Toilette hätten zubringen müssen. Es war dies *keine* Ruhr, Bazillen konnten nie nachgewiesen werden. Als Ursache gaben uns die deutschen Aerzte an, dass es wohl vom Wasser herkommen sollte. Es war daher für uns strengstens verboten, nicht gekochtes Wasser zu trinken, ja selbst die Zähne durften nicht mit gewöhnlichem Leitungswasser geputzt werden. Die Russen schienen immun zu sein gegen die «P . . . . -Krankheit».

Des öftern sind wir am Abend dem Fluss entlang spaziert. Irgendwoher kamen dann gewöhnlich Balalaikaklänge oder Gesang an unsere Ohren. Gingen wir diesen Klängen nach, so war es häufig irgend ein Russenmädchen, das am offenen Fenster sang. Es waren immer jene schwermütigen russischen Lieder, die so ganz wunderbar in die unendliche russische Landschaft hineinpassen. Ich möchte fast sagen, dass Russland überhaupt eine «Landschaft in moll» ist. Stun-

denlang lauschten wir vor irgend einem Panjehäuschen an den hellen Sommernächten diesen Liedern. Es war dies mehr ein «tiefes persönliches Erleben» als ein «Hören». Es waren immer die gleichen Melodien, sangen sie russische Gefangene in einem deutschen Gefangenenlager, sangen sie junge Burschen und Mädchen abends auf einem Schiffchen auf der Welikaja (Fluss, der durch P. fliesst), oder sang sie ein Mädchen in seiner Stube drin.

Es sind dies einzelne kleine Ausschnitte aus dem so überaus erlebnisreichen Aufenthalt der III. schweizerischen Aertzemission an der Ostfront.

## **Drei Monate an der Ostfront**

Tagebuch November 1942 bis Februar 1943

von Leutnant *H. Bircher*, med. prakt., Basel

24. XI. 1942. *Antreten.* Von allen Seiten marschieren und trampeln schwer befrachtete Aerzte und Schwestern in der ernstesten dunkelblauen Rotkreuzuniform zum Berner Standquartier.

Erfreulich knapp und militärisch begrüsst der Missionsleiter die Teilnehmer. Schwestern nähen ihren männlichen Kameraden die Hoheitsabzeichen auf die Jacken. Feldflaschen, Schlafsäcke, Munition werden verteilt. Ueberall emsiges Umpacken, Aufschnallen der Helme. Die Koffern stehen in Reih und Glied in der Hotelhalle, eine Unmenge von Gepäck, Seemannssäcke, unförmig vollgepfropfte Rucksäcke. Unter den heimeligen Berner Arkaden bummeln da und dort Schwestern oder Aerzte mit ihren Angehörigen, stolz in langen, kleidsamen Soldatenmänteln und den Mützen. Alle Vorbeigehenden drehen die Köpfe. Und sind für einige Augenblicke dabei, bei der 4. Schweizerischen Aertzemission an die Ostfront. Vielleicht sind sie auch stolz darauf, dass ihre eigenen Mitbürger hinausgehen, beseelt, eine wichtige Aufgabe zu erfüllen, Ehre einzulegen für unser Vaterland. Am andern Morgen. Die Koffern sind weg. Jeder nimmt seinen Rucksack auf den Buckel.

Eine kleine und bescheidene, aber stramme Zweierkolonne marschiert zum Bahnhof. Ueberall stehen die Berner auf ihren Gassen still und nehmen stumm und ernst Abschied von ihren Landsleuten.